

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 23 (1919-1920)

Heft: 11

Artikel: Der Mensch zur Pfahlbauzeit : ein Kapitel vom vorgeschichtlichen Menschen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

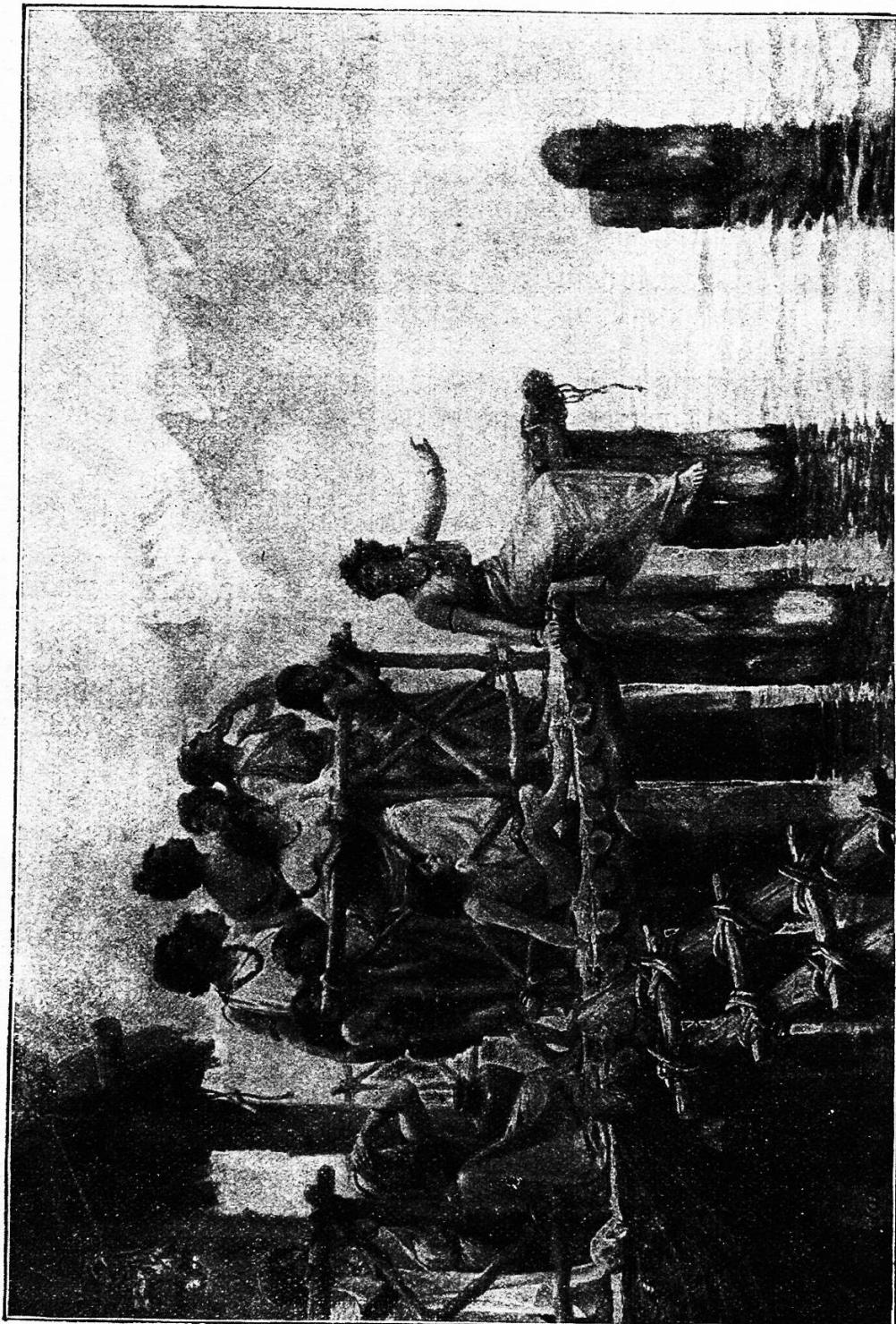
Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mensch zur Pfahlbauzeit.

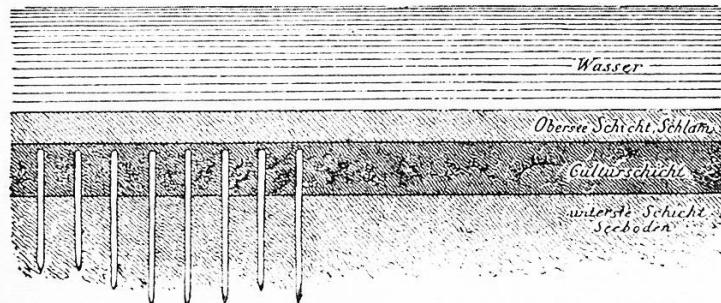
Ein Kapitel vom vorgeschichtlichen Menschen. — Mit 18 Illustrationen.

Vom Ende der Eiszeit bis heute sind nach den sorgsamen Schätzungen Albrecht Pencks fünfundzwanzigtausend Jahre verstrichen. Die Dauer der Eiszeit selbst hat er auf dreihunderttausend Jahre berechnet, die Dauer der wärmeren Zwischeneiszeiten auf zweihunderttausend. Der Mensch wandelte aber längst auf der Erde, bevor noch die erste Vergletscherung anhob, also seit länger als einer halben Million Jahre. Mindestens viermal müssen



Steinlehr der Männer nach dem Pfahlbaur. Nach einem Gemälde von P. Jamin.

wir uns in dieser halben Million von Jahren die große Eiswalze herangefüllt denken, dreimal also mit einer Zwischeneiszeit rechnen. Und sicher ist, daß der Mensch schon am Ende der zweiten Zwischeneiszeit das Herdfeuer

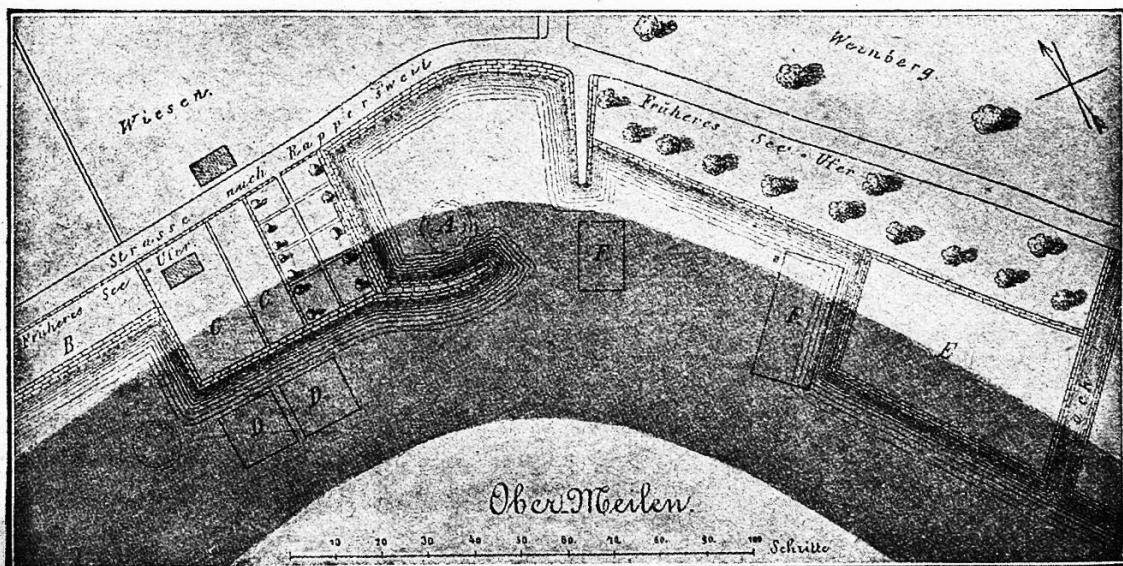


Querschnitt durch die Pfahlbau-Fundstelle bei Obermeilen. Die oben abgebrochenen Pfähle ragen aus dem alten Seeboden nur noch bis in die sogenannte Kulturschicht; eine darüber gelagerte Schlammschicht verhüllt sie. (Nach Kellers erstem Bericht, 1854.)

hatte und kräftig zu nutzen verstand. Wie jung, wie unendlich jung sind vor solchen Zahlen die Pyramiden! Und wie riesengroß ist die Kluft zwischen dem, was „Geschichte“ heißt und was „Urgeschichte“. Wo ist die Brücke, die diese mit jener verbindet?

Das Ägyptische Museum in Kairo mit seiner künstlerischen Wunderwelt gibt keinerlei Auskunft, denn nichts, aber auch gar nichts erinnert darin an die Urzeitkultur der Dordogner und ähnlicher prähistorischer Völkergesellschaften. Vergebliche Liebesmüh', von der Kunst aus den Zeiten der Pyramidenerschaffung direkt in die Kunsthinterlassenschaft der Eiszeitepoche hineinsteuern zu wollen. Es muß zwischen dieser und jener, zwischen grauester Vorwelt und ältester historischer Überlieferung eine dritte Zeit noch gegeben haben, die beide vermittelt, eine Zeit, die nach rückwärts direkt in die Tage der Mammut- und Rentierjäger hineinlenkt und diesseits die Fortsetzung findet in der „Geschichte“. Was für ein Angesicht hatte die Zeit?

Das Rätsel der Sphinx, die da immer noch Wache hält, wo es lange nichts mehr zu bewachen gibt, ist noch dunkel und unaufgeklärt, wie viele gelehrte Köpfe sich seinetwegen bemühten. Das größere Rätsel des Über-



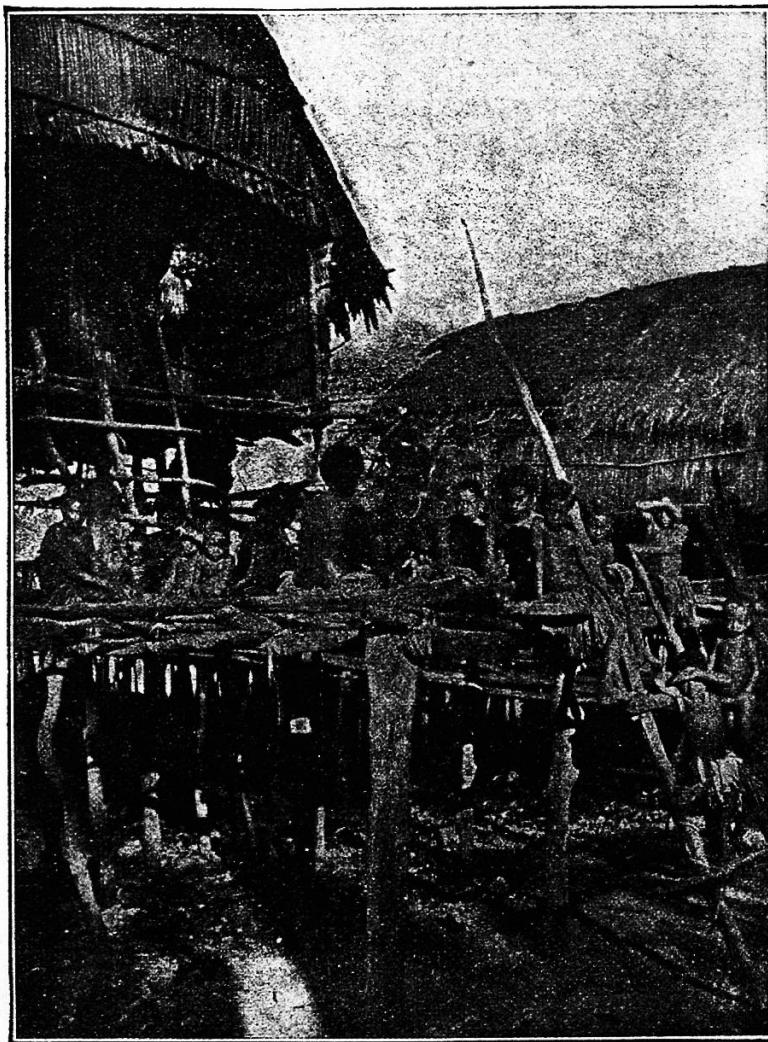
Grundriss der ersten Pfahlbau-Fundstelle bei Obermeilen. Das dunkle Feld kennzeichnet die ursprüngliche Ausdehnung des Pfahlwerks. A ist der Ort, wo bereits früher Pfähle und Kulturschutt gefunden, aber nicht als solche erkannt wurden, B bezeichnet eine 1851 ausgeführte Landanlage, bei der man abermals Pfähle bemerkte. C und E sind die Landanlagen, die 1854 zu der berühmten Entdeckung durch Küppli und Keller führten. Bei D und F hatte man diesmal den Letten zum Ausfüllen gehoben, wobei man auf die Pfähle stieß. (Nach Ferdinand Kellers erstem Bericht aus dem Jahre 1854.)

gangs zwischen ihr und der Urweltepoche indessen ist glücklich gelöst — schon seit sechzig Jahren.

Zu Anfang des Jahres 1854 war der Wasserstand in den schweizerischen Wasserbecken infolge des außergewöhnlich kalten und trockenen Winters so niedrig, daß die berühmten „ältesten Leute“ vergebens in ihrer Erinnerung nach einem ähnlichen Tiefstand des Seespiegels suchten. Seit 1674 hatten die Pegel kein gleich starkes Sinken des Wassers mehr zu verzeichnen gehabt. Überall trat vor den Ufern der nackte Seeboden zutage, die Schiffsfahrt behindernd und Mühlenwerke zu unfreiwilliger Mühzezeit zwingend. Die Uferbewohner indessen begannen alsbald aus der Not eine Tugend zu machen, indem sie durch Mauern und Dämme dem See jenes Trockenland dauernd entrissen, das er so leichtsinnig bloßgelegt hatte.

Bei dieser Arbeit stieß man im Zürcher See in der Nähe von Obermeilen auf eine torfartige schwarze Bodenschicht von beträchtlicher Dicke, die neben vermoderten Pflanzenresten und großen Massen aufgefackelter Haselnüsse allerlei Gegenstände aus Stein, Horn und Knochen einschloß; dazwischen ragten in anscheinend regelmäßiger Anordnung zahlreiche Pfähle aus Eichen-, Buchen-, Birken- und Tannenholz hervor, die senkrecht im Boden steckten. Ähnliches war auch schon früher an anderen Stellen von Fischern

beobachtet worden, doch war man den Dingen noch nie auf den Grund gegangen. Reste gescheiterter Schiffe, zufällige Ablagerungen — es lohnte sich nicht, weiter nachzuforschen. Diesmal kam glücklicherweise die Sache zu Ohren des Obermeilener Lehrers Johannes Üppli, und der war verständig genug, unter Beifügung mehrerer Fundproben der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich von seiner Wahrnehmung Kenntnis zu geben. So kamen die Dinge direkt vor die richtige Schmiede. Der Präsident der Gesellschaft, der scharfsinnige Altertumsforscher Dr. Ferdinand Keller, beeilte sich, die Beobachtung Üpplis mit ebensoviel Eifer wie Gründlichkeit zu verfolgen, und — eine der



Ein Pfahlbau in Britisch-Neuguinea. (Nach einer Photographie im l. l. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien.)

bedeutendsten wissenschaftlichen Entdeckungen auf dem Gebiete der menschlichen Urgeschichte war gemacht!

Kein Schiff war vorzeiten bei Obermeilen gescheitert, kein Zufall hatte Geweihstücke, bearbeitete Steine und Topfscherben auf dem Boden des Zürichsees abgelagert, vielmehr war mit aller nur wünschenswerten Gewißheit ermittelt worden, „daß in frühester Vorzeit Gruppen von Familien, höchstwahrscheinlich keltischer Abstammung, die sich von Fischfang und Jagd nährten, aber auch des Feldbaues nicht ganz unkundig waren, am Rande der schweizerischen Seen Hütten bewohnten, die sie nicht auf trockenem Boden sondern an seichten Uferstellen auf Pfahlwerf errichtet hatten“. Es sei wohl mit Sicherheit anzunehmen, hieß es weiter in Kellers erstem Bericht, daß sich die seltsame Art der Ansiedlung nicht auf die helvetischen Länder be-

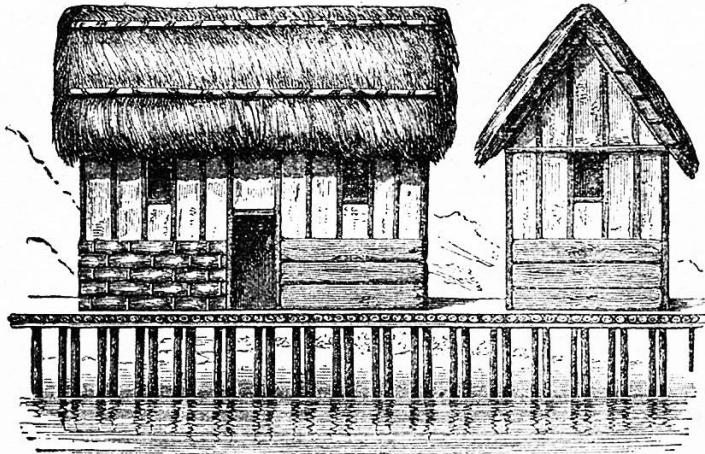


Häuser eines malaiischen Pfahldorfs in Celebes. Nach einer Aufnahme von Dr. Fritz Sarasin.

chränkt habe, und er ersuche daher alle Altertumsforscher, die in der Nähe von Seen und ruhig fließenden Strömen wohnen, sich bei Fischern und Schiffern nach dem Vorhandensein von Pfahlwerken an den Ufern oder auf Untiefen zu erkundigen und die nötigen Aufzeichnungen vorzunehmen — ein Appell, der von ungeahntem Erfolg begleitet war. Aus allen Teilen der Schweiz kamen Nachrichten um Nachrichten, und schon im Jahre 1866 konnte man über 200 Pfahlbaustationen in den meisten größeren und zahlreichen kleineren Seen des Landes. Im Neuenburger See waren allein 50, im Bodensee 40, im Bieler See über 20 ermittelt. Eine der ausgedehntesten Ansiedlungen mit mehr als 100,000 Pfählen beherbergte der kleine Pfäffiker See, eine zwölf Morgen große mit etwa 40,000 Pfählen der Bodensee in der Nähe von Wangen. Und seitdem ist die Zahl der Entdeckungen weiter gestiegen.

Eine neue Welt war erkundet, vor einem der wichtigsten Abschnitte des großen Schauspiels der Menschheitsgeschichte der Vorhang heraufgegangen.

Der erste Akt war die Eiszeitepoche, der letzte begann bei den Pyramiden. Jetzt war auch das Zwischenstück glücklich erobert. „Wie zu einer Bibliothek geordnet“ lagerten, um mit Ranne zu reden, die Urkunden des Altertums in den Pfahlbauruinen. In ununterbrochener Stufenfolge enthüllte sich hier der Heraufstieg des Menschen vom steinartbewaffneten Rentierjäger der Diluvialzeit zum Krieger mit kunstvoll gegossenem Bronzeschwert und selbst eisernen Waffen. Die ganze vorgeschichtliche Kulturentwicklung mit all ihrem Wechsel stieg klar wie ein Frühlingsmorgen hervor aus den Wassern am Rande des Alpengebiets.

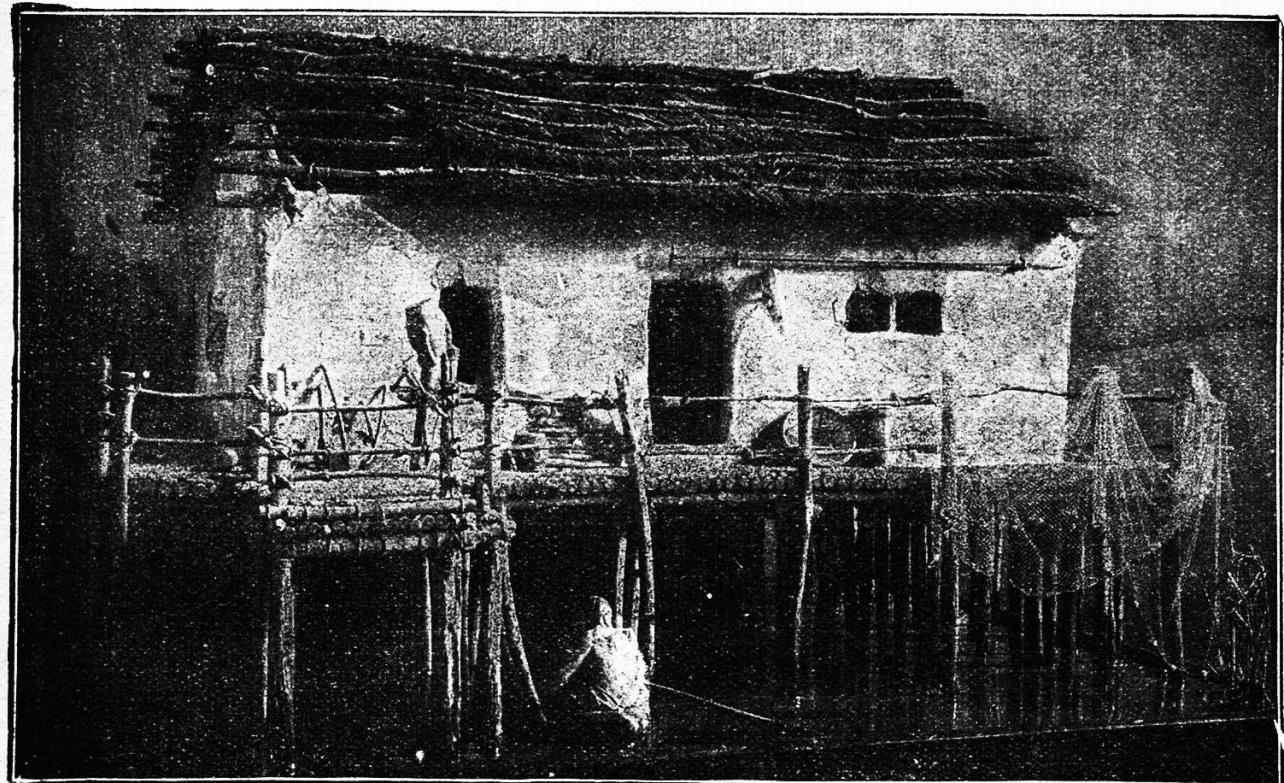


Rekonstruktion von Pfahlbauhütten der Steinzeit.
Nach R. Hartmann.

Drei voneinander getrennte Kulturzeitalter, die Steinzeit, die Bronzezeit und die Eisenzeit, hatte Christian Jürgensen Thomsen, der frühere Kaufmann und spätere Direktor des Museums nordischer Altertümer in Kopenhagen, schon 1836 zur Grundlage der vorgeschichtlichen Forschung gemacht, und alle in nordeuropäischen Ländern entdeckten Reliquien

hatten die Einteilung glänzend bestätigt. Das „Dreiperiodensystem“ war der Kompaß im weiten Gefilde der prähistorischen Archäologie, mit dessen Hilfe die Masse der Funde gruppiert und geordnet wurde. Zuerst — das besagte die Dreieinteilung — benützte der Mensch neben Holz, Horn und Knochen vor allem den Stein zur Erzeugung von Waffen und Werkzeugen, weil das Metall ihm noch unbekannt war. In einer späteren Zeit seines langsamem Aufschwungs zu höheren Stufen erwarb er die Kenntnis des Kupfers und namentlich einer Legierung desselben mit Zinn, d. i. Bronze, und erst in der dritten und letzten Kulturperiode begann er statt Steinen und Knochen, statt Kupfer und Bronze das Eisen für sich zu verwerten. All das, wie gesagt, war schon längst aus den nordischen Gräber- und anderen Funden vermutet worden, bevor noch die Pfahlbauten auftauchten; allein es war ein Triumph ohnegleichen für das System, daß seine Richtigkeit jetzt durch die neue Entdeckung auch direkt bewiesen wurde.

Als Keller seinen ersten Bericht in die Welt hinaussandte, ahnte er freilich noch nicht, in welch unübertrefflicher Weise durch seine Entdeckung das örtliche Nebeneinander und zeitliche Nacheinander der drei kulturellen Entwicklungsstufen bestätigt werden würde. Aber auffühnerregend genug war auch das, was er noch im Entdeckungsjahr selbst als Ergebnis der Studien mitteilen konnte. In einer Länge von zehn und mehr Fuß stießen die durch Behauen und Abbrennen zugespitzten Pfähle im Seeboden, einen bis anderthalb Fuß voneinander entfernt und unter sich ziemlich gerade Linien bildend. Ihre oberen Enden ragten in eine geschwärzte „Kulturschicht“ von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Mächtigkeit, die ihrerseits wieder von einer beträchtlichen Schlammsschicht bedeckt war, „wie sie sich überall in den seichten, vom Wellenschlage weniger bewegten Einbuchtungen des Sees ansammelt“. Die



Rekonstruktion eines Pfahlbaues auf Grund der Nobenhausener Funde. (Nach dem Modell im Deutschen Museum zu München.)

schwarze Kulturschicht war das Entscheidende. In ihr lag der Hausrat der einstigen Pfahlbaubewohner, ihr Jagdgerät und ihr Küchenabfall. Durch sie war der Maßstab gegeben, mit dem man den Grad der Kultur der verschollenen Pfahlbauer jetzt, nach Jahrtausenden, messen konnte. Die Hütten selbst, die aus Lehm in Verbindung mit Holz und Flechtwerk auf einer Plattform errichtet waren, hatten zweifellos schon zur Zeit der Benutzung fernab vom Ufer im Wasser gestanden, hoch genug, um vom steigenden See nicht gefährdet zu werden, und groß und geräumig genug, um für alle auf die Befriedigung des täglichen Bedürfnisses ihrer Bewohner abzielenden Arbeiten und Geschäfte geeignet zu sein. „Es wurde hier gekocht und gesponnen; es wurden Schnüre, Kleider, Jagd- und Fischereigeräte angefertigt, der Serpentinstein, die Knochen verschiedener Tiere, das Horn des Hirschgeweihs zu mancherlei Werkzeugen verarbeitet, Tongeschirre gemacht und so weiter, kurz alle Gewerbe und Künste, die die Ansiedler kannten, betrieben. Aller Abfall von Holz, die Überbleibsel verzehrter Tiere, unbrauchbar gewordenes Gerät wurden ins Wasser geworfen, wo sie im Schlamm versanken.“ Die Krönung des ersten Berichts des Entdeckers war eine zwar schlichte, in allem Wesentlichen aber das Richtige treffende Rekonstruktion eines Pfahlbaues im Alpensee.

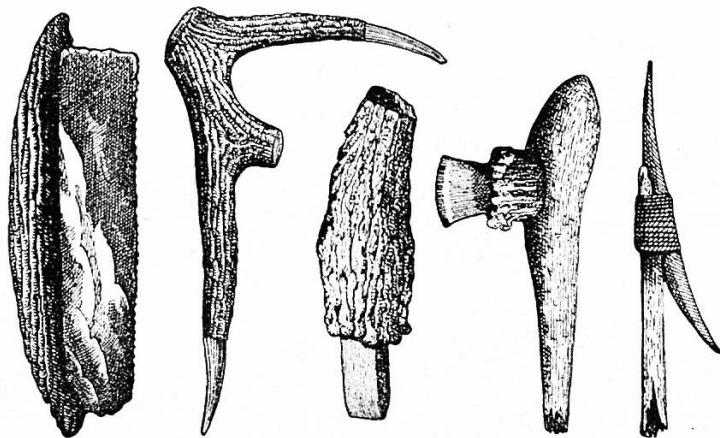
Unklar blieb freilich eines — und ist es geblieben bis heute: was mochte die Menschen der fernren Vorzeit bewogen haben, anstatt auf dem festen Boden ihr Heim auf dem Pfahlrost im Wasser zu gründen? Das Schutzbedürfnis, meint Keller in seinem ersten Bericht, sei der Grund für die seltsame Bauart gewesen, das zwingende Bedürfnis, „Leben und Eigentum teils vor Überfällen, teils vor den Angriffen wilder Tiere sicherzustellen“. Allein diese Deutung war mindestens unzureichend. Der Urmensch der Diluvial-

zeit ist uns aus zahlreichen Funden bekannt als erfolgreicher Jäger des Elefanten und seines jüngeren Vetters, des Mammuts; er hat mit Rhinocerosen, mit Höhlenbären und Höhlenlöwen um seine Heimstatt in Felsenlöchern gerungen und ist dabei Sieger geblieben, Sieger trotz seiner noch ungleich geringeren Waffen, als die selbst der ältesten Pfahlbauer waren. Zu deren Zeit aber gab es schon längst keine Mammute mehr, keine Höhlenbären und Höhlenlöwen.

Was in den Wäldern der Schweiz noch an größeren Raubtieren hauste, waren Wölfe und braune Bären, und vor denen werden die Pfahlbauer schwerlich aufs Wasser geflüchtet sein. Wer wie sie nicht bloß Hirse und Elche, sondern auch mächtige Urstiere (*Bos urus*) und Wisente fällte, der war wohl auch fähig, die Wölfe und Bären in Schach zu halten. Oder waren es feindliche Menschenstämme, die in der Schweiz den Bewohnern Veranlassung gaben, ihr Dorf statt am Lande im See zu errichten? Man kennt eine Anzahl unzweifelhaft zu den Dörfern gehörende Befestigungsanlagen (Steinwälle und Palisadenchanzen), die darauf hinzudeuten scheinen, daß ernsthafte Fehden mit Nachbarstämmen auf festem Boden sich abgespielt haben, und die Annahme hat etwas für sich, daß solche Fehden die Urschweizer zwangen, zur Sicherung ihres Eigentums und zum Schutz von Frauen und Kindern die Siedlung abseits vom Kampfplatz im See zu errichten.

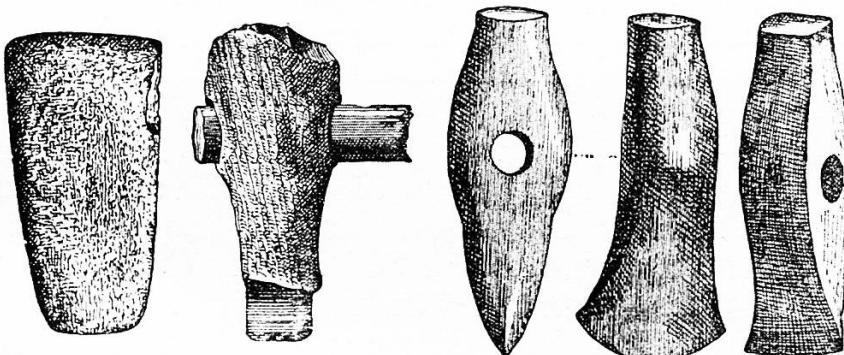
Demgegenüber steht freilich wieder das Faktum, daß heute noch vielfach Naturvölker Pfahlbauten schaffen, die keinerlei Kriegsschutz bezeichnen und ebenso wenig aus Furcht vor gefährlichen Tieren entstanden sein können, die aber, wie die bekannten Reisenden und Naturforscher Paul und Fritz Sarasin das auf Celebes feststellen konnten, in hohem Maße den Wert sanitärer Anlagen haben. Nicht genug, daß die Flutwelle zwischen den Pfählen beständig den Abfall und Unrat der Siedlung hinwegspült (der in den am Lande befindlichen Eingeborendörfern auf Celebes liegen bleibt und zum Himmel stinkt), sie schützt die Bewohner auch gleichzeitig vor der Insektenschwärme und verhindert so wirksam den Ausbruch verheerender Epidemien. Die Vetter Sarasin glauben infolgedessen auch die Entstehung der Pfahlbauten in ihrer schweizerischen Heimat auf ähnliche Gründe zurückzuführen zu sollen, wodurch dann die anderen Hypothesen in sich zusammenfielen. Es geht mit den Pfahlbauten wie mit den Pyramiden und ihrem Sphinxgeheimnis: Erklärungen über Erklärungen, von denen jede dem wirklichen Sachverhalt vielleicht nahekommt, von denen aber noch keine den Knoten restlos entwirrt hat.

Um so unzweideutiger lassen dafür die Pfahlbauten selbst und das Erbe ihrer Bewohner den langsamem Fortschritt erkennen, den die Vorzeitkultur



Waffen und Werkzeuge aus der Steinzeit der Schweizer Pfahlbauten.
1. Säge. 2. Hirschgeweihstück als Hacke. 3. Steinmeißel mit Hirschhorngriff. 4. Steinax in Hirschhornfassung mit Holzstiel. 5. Pfeilspitze.

einst genommen hat. Reine Diluvialkultur, wie sie die Urfranzosen im Tal der Bezere noch besaßen, ist nirgends im Reiche der Pfahlbauersiedlungen mehr zu entdecken gewesen; das völlige Aufgeben der Troglodytengewohnheiten beweist ja an sich schon die höhere Menschheitsstufe. Allein aus der Steinzeit heraus war der Pfahlbauer in seinen Anfängen deshalb noch lange nicht. Er hatte die Technik des Werkzeugschaffens nur besser ausgebildet, war wählerischer im Material und erfunderischer in dessen Gestaltung. Gleich auf der ersten Fundstätte bei Obermeilen fanden Beile und Meißel zum Vorschein, die sich durch Schönheit der Form und Sauberkeit der Ausführung voreilhaft von den primitiven Werkzeugen echter Diluvialmenschen unterschieden. Sie waren nicht aus dem sonst so beliebten Feuerstein hergestellt, sondern aus grünem, an den Kanten glasartig klarem, überaus hartem Nephrit, und die ganze Oberfläche war prächtig poliert. Daneben fanden sich freilich auch minder schöne, kaum oder gar nicht geglättete Äxte aus anderem Steinmaterial, aber entscheidend für die Beurteilung der von den Pfahlbauern zu Obermeilen erreichten Kulturstufe blieben allein die polierten Stücke. Dem Laienverstande erscheint ja der Fortschritt recht



Steinmeißel und Axthammer aus den schweizer Pfahlbauten.

Polierte Axtköpfe aus den schweizer Pfahlbauten.

unerheblich; dem Urgeschichtsforscher indessen bedeutet die Kunst des Polierens ein grundsätzlich Neues im Rahmen der Steinzeitepoch, so daß er von ihrer Erfindung ab einen neuen Abschnitt der Werkzeugtechnik des vorgeschichtlichen Menschen datiert: die neolithische Kulturstufe im Gegensatz zu der paläolithischen, die jüngere Steinzeit im Unterschied von den älteren.

Selbst in den ältesten Seeansiedlungen waren die Pfahlbauer, wie schon gesagt, prinzipiell aus der Technik der früheren Steinzeit heraus. Der Zweck, dem das Werkzeug zu dienen bestimmt war, entschied nicht allein mehr bei Auswahl des Materials, ästhetisches Wohlgefallen an schönen, gefälligen Formen und Farben ward mehr und mehr mitbestimmend. Zu Anfang nahm auch der Pfahlbauer noch mit dem erstbesten Stein fürs Leb der ihm passend erschien, eine Axt draus zu formen. Allmählich jedoch wurden feinere, edlere Sorten bevorzugt, vor allem Nephrit, Jadeit und Chloromelanit, die sich sämtlich durch prachtvolle grüne Farbe auszeichnen und außerdem die genügende Härte besitzen. Der Feuerstein, der zur Eiszeit dem Menschen als Universalstoff für Waffen und Werkzeuge diente, sank während der Pfahlbauerzeit zur Bedeutung des Materials nur noch zweiten Grades herab; als Säge und Messer half er die Axt zwar noch schaf-

fen, aber er lieferte sie nicht mehr selber. Er wurde mehr und mehr Mittel zum Zweck, d. h. derjenige Stoff, durch den — wie sich Ferdinand Keller ausdrückt — „mittelbar oder unmittelbar alles Werkzeug seine Form erhielt“. Wenn man die Fülle der Waffen und Jagdinstrumente, des Hausrat und der Schmuckgegenstände ins Auge faßt, die aus dem Nachlaß der Urhelvetier auf uns gekommen sind, muß man allerdings zugeben, daß seine Rolle auch so noch gewichtig genug war.

Erstaunlich weit war in puncto Handfertigkeit schon der neolithische Pfahlbauer vorgeschritten. Die Feuersteinägen wurden mit Harz oder Asphalt in der Rinne eines Holz- oder Hirschhornstückes festgefittet, die Messer und Dolche steckten in ausgehöhlten hölzernen Stielen, die vom einen zum anderen Ende mit gehäckeltem Flachs oder mit aus Binsen gedrehten Bändern umwickelt waren. Und ebenso kunstvoll und sorgfältig waren natürlich die schönen Nephrit- oder Jadeitbeile an Handgriffen befestigt, solange man sie noch nicht direkt durchbohrte, um dann in das Loch einen Stiel einzufügen. Aus Hirschgeweihenden wurden mit fluger Benutzung des Augensprosses Haken und Schlagwaffen, aus Knochen, Pfriemen und Nadeln, Dolche, Harpunen, Lanzen spitzen usw. gefertigt, aus Holz Hämmer und Schlegel, Teller und Tassen, Löffel und Quirle. Und dann die Schmuckstücke, an denen vermutlich die Männlein und Weiblein gleich starken Bedarf hatten! Da gab es Halsketten aus kunstvoll geschliffenen Horn- und Nephritperlen, sowie aus allerlei Tierzähnen, gegen Ende der Steinzeit sogar auch aus Bernstein, der damals in einzelnen Stücken bereits aus dem Norden eingeführt wurde. Da gab es aber auch schon geschickt geschnitzte Ohrgehänge, verzierte Knöpfe, niedliche Kämme aus Buchsbaumholz, Haarpfeile und Haarnadeln — Toilettengegenstände, die besser als alles andere den stark ausgesprogenen ästhetischen Sinn der Bewohner des Pfahldorfes bezeugen.

In schrittweisem Fortgang sind all diese Dinge erfunden, probiert und allmählich Gemeingut geworden, eins in der Regel als logische Folge und Weiterführung des anderen. Wo die Kulturschichten mehrfach am gleichen Fleck übereinander lagen, weil auf den Trümmern des einen — durch Feuersturz oder sonstwie verschwundenen — Dorfes ein zweites, ein drittes errichtet worden, wo also Generationen um Generationen in unübersehbarer Folge ihr Hausratventar in den Fluten versinken ließen, da konnte man deutlich den langsamem Wandel des Pfahlbaukulturbildes wiedererkennen. Am besten enthielt sich solch ein historisches Nacheinander im Pfahlbau von Robenhausen am Pfäffiker See, der 1858 gelegentlich einer Stromregulierung ans Tageslicht kam und dank den Bemühungen seines Besitzers, des Bauern Jakob Messikomer, jahrzehntelang eifrig durchforscht worden ist. Nicht mehr im Seegrunde selbst steckten diesmal die Reste der früheren Siedlungen, sondern in einem riesigen Torfmoor am südlichen Ende des Wasserbedens, in das sie natürlich zu einer Zeit schon geraten waren, als noch die Fluten des Sees auf dem Moorgrunde glänzten. Dreimal waren hier nachweislich Dörfer erbaut und versunken, und da sich die Siedlungen — nach den erhaltenen Pfählen zu schließen — auf ein Gebiet von im ganzen 13,000 Kubadratmeter Fläche verteilten, so war dementsprechend die Ausbeute ebenso reich wie verschiedenartig. Der Torf war ein prächtiger Konserverator gewesen; er hatte selbst Dinge bewahrt und behütet, mit denen die Zeit sonst sehr kurzen Prozeß macht.

(Schluß folgt.)